

HELMUT BOCK

Die schöne Revolution.

»Von nun an werden die Bankiers herrschen!«

Ein schöner Ausspruch von Friedrich Engels nennt Paris die Stadt, deren Bewohner die Leidenschaft des Genusses mit der Leidenschaft der geschichtlichen Aktion vereinigten, die zu leben wussten wie der feinste Epikureer Athens und zu sterben wie der unerschrockenste Spartaner.¹ Ihrem Pathos verlieh Eugène Delacroix die Form und die Farben seiner unvergessenen Kunst. Er malte die Symbolgestalt der Revolution: halb Göttin, halb Grisette, die phrygische Mütze auf wehendem Haar, das Gewehr in der Linken und mit der Rechten die blauweißrote Trikolore hochschwingend, geleitet sie das Volk über die Barrikade zum Angriff. Im rauchigen Hintergrund die Türme von Notre-Dame de Paris und im Vordergrund streitbare Menschen: Ein vorpreschender Halbwüchsiger gestikuliert mit Pistolen – die unerschrockene Jugend. Ein gewehrtragender Bürger mit Zylinder, Binde und Frack – die gutbetuchte Klasse. Ein Gewimmel waffenreckender Gestalten, bekleidet mit der Schürze des Kramladenbesitzers, der Mütze des Studenten, dem Zweispitz des napoleonischen Veteranen – das Volk. Und auf der von Leichen bedeckten Erde ein gefallener Proletarier in seiner blauen Arbeitsbluse, der das stürmende Weib bewundernd anstarrt. Es ist die Allegorie der Pariser Julirevolution von 1830: »La Liberté guidant le peuple.« Treuherzig gemalte Illusion der bürgerlichen Revolutionen dieser Epoche: »Die Freiheit führt das Volk!«

Seit 1814 und 1815 war dem historisch bereits geschlagenen Adel die Regierungsgewalt noch einmal in die Hand gegeben. Frankreich war eine konstitutionelle Monarchie, in der die alte Hocharistokratie und der Emigrantenadel frühere Macht wiederherstellen wollten, jedoch von der wirtschaftlich erstarkenden und politisch opponierenden Bourgeoisie in Schach gehalten wurden. Am 26. Juli 1830 aber wagte der Bourbonne Karl X., König von Frankreich, den Staatsstreich gegen die Verfassung und die liberale Parlamentsmajorität: Dekrete seines Ministeriums Polignac verfügten die Auflösung des neu gewählten Abgeordnetenhauses sowie die Abschaffung des geltenden Wahlrechts und der Pressefreiheit.

Die Bourgeoisie, die unmittelbar geschädigte Klasse, reagierte matt. Ihre Zeitungen veröffentlichten die königlichen Erlasse pflichtgemäß, suggerierten aber ihren wohlhabenden Lesern eine Steuerverweigerung – den Gebrauch der Widerstandswaffe der Besitzenden. Die Spekulanten rannten zur Börse, wo die Renten um 3 bis 4 Prozente fielen und die Geldwechsler ihre Geschäfte einstellten. Einige Handelsunternehmer und Fabrikanten entschlossen sich zur Stilllegung ihrer Betriebe, um Angestellte und Arbeiter auf die Straße zu bringen.

Helmut Bock – Jg. 1928;
Prof. em. Dr. phil. habil.,
Historiker, Mitglied der
Leibniz-Sozietät.
Zuletzt in UTOPIE kreativ:
»Zum geschichtlichen
Denken in der PDS«,
Heft 141/142 (Juli/August
2002).

1 Friedrich Engels: Von
Paris nach Bern, in: Karl
Marx, Friedrich Engels:
Werke (MEW), Berlin
1956 ff., Bd. 5, S. 464.

Dort regte sich spontaner Widerstand. Die von Entlassung bedrohten Druckereiarbeiter der verbotenen Zeitungen zogen über die Boulevards: »Nieder mit den Ministern!« Im Garten des Palais Royal wurden die reaktionären Dekrete unter wütenden Protestrufen verlesen. Die Menge entwich den Räumungskommandos der Polizei, zog aber zum Sitz des Ministerpräsidenten und zertrümmerte ihm die Büfenster. Noch spot-tete Polignac: Er bedaure, schlecht bei Kasse zu sein, so dass er die Krisis nicht nutzen, Aktien auf der Börse nicht kaufen könne. Auch der König im entfernten Saint-Claud sprach sorglos von der Börsenrente: »Sie wird wieder steigen.« So verging der 26. Juli.

Am folgenden Tag war das Volk in dichteren Massen auf den Straßen. Die nun tatsächlich entlassenen Zeitungsarbeiter empörten sich zusammen mit vielen anderen Arbeitslosen. Ängstlich verriegelten die Ladenbesitzer ihre Geschäfte, so dass auch die Handlungsgehilfen nach draußen strömten. Wieder das aufreizende Vorlesen am Palais Royal. Wieder die Ansammlung von Menschengruppen. Wieder der Räumungseinsatz der Gendarmerie. Diesmal flogen Steine gegen die Ordnungsmacht. Einem Offizier der Schlosswache gingen die Nerven durch: Er befahl eine Salve – und als der Pulverdampf verwehte, lagen ein Toter und drei Verwundete auf dem Pflaster. Das war die beinahe zufällige Episode, die dem Aufstand den Weg bereitete.

Drei mit Bausteinen beladene Fuhrwerke wurden von der Menge angehalten; sie türmte die Fracht am Eingang der Richelieustraße zur Barrikade auf. Das Beispiel machte Schule: zum Bau einer zweiten Barrikade wurde das Straßenpflaster aufgerissen. Gendarmerie, Infanterie, Kavallerie rückten gegen die Massen vor, konnten aber die Straßen am Palais Royal nicht mehr frei räumen. Gewehrfeuer krachte: zuerst ein einzelner Schuss, angeblich aus einem Hotelfenster, dann zielte das Militär auf die Fenster der umliegenden Häuser. Der Massenzorn wuchs. Polizeiposten wurden entwaffnet, Waffenläden gestürmt; in der Menge tauchten Gewehre auf. In der Straße St.-Honoré erhoben sich zwei weitere Barrikaden. Mit einbrechender Nacht lag die Stadt im Finstern, weil alle Straßenlaternen zerschlagen wurden. Vorsichtig zogen sich die Truppen in ihre Kasernen zurück.

Indes hatten sich 37 Parlamentarier des reichen, also wahlfähigen Bürgertums in der Wohnung des Bankiers und Abgeordneten Casimir Périer getroffen, wo der Hausherr einen Abgeordneten heftig tadelte, weil er durch anstachelnde Reden auf der Straße gesetzwidrig gehandelt und die loyale Position des hohen, aber aufgelösten Hauses gefährdet habe. Ein Protest gegen den Staatsstreich kam nicht zustande. Die Sprecher zweier Pariser Wählergruppen bedrängten ihre gekürten Wahlhelden vergebens. Nur die Redakteure der Zeitung »National« brachten am späten Abend eine Versammlung zustande, die die Einsetzung von Ausschüssen in allen zwölf Stadtbezirken beschloss: Diese sollten den Widerstand unterstützen, Waffen und Munition sammeln und verteilen, die Mitglieder der seit 1827 aufgelösten Nationalgarde zur Teilnahme aufrufen.

Am nächsten Morgen trugen die Stadtteile nördlich der Seine – zwischen den Straßen St.-Honoré, St.-Antoine und den Boulevards, die die Altstadt im Halbkreis umschlossen – neue, in der Historie bislang unbekanntere Merkmale einer Volkserhebung: das Pflaster aufgerissen, die Straßenzugänge von Barrikaden versperrt, die Erdgeschosse der Häuser

verriegelt, die oberen Stockwerke mit allen möglichen Wurfgeschossen angefüllt. Ein Gewimmel streitlustiger, zorniger, auch ängstlicher Menschen. Selbstbewaffnung mit Gewehren, Piken, Säbeln, Knüppeln, Kampfwerkzeugen aller Art.

In den Vortagen hatte der offene Verruf nur den Ministern der Regierung gegolten. Jetzt wurden die weißen Fahnen mit den Lilienemblemen von den Bürgermeistereien der Stadtviertel heruntergerissen und in die Gosse getreten. Weiß und Lilien waren Farbe und Zeichen der Bourbonen – der herrschenden Dynastie. Man machte Jagd auf die glänzenden Aushängeschilder der »Königlichen« Schneider, Hutmacher, Schmuckhändler, Textilkaufleute, kurz aller Hoflieferanten. An den Türen der Postboten, Notare, Amtspersonen zerbrachen oder verschwanden die Lilienwappen. Die Stimmung radikalisierte sich also: Nieder mit den Bourbonen! Durch Handstreich fiel das Stadthaus, das traditionelle Zentrum von Alt-Paris, wo unter dem Geläute der Sturmglocke die blauweißrote Fahne gehisst wurde. Auch von den ragenden Türmen der Kirche Notre-Dame wehte eine riesige Trikolore, und »Hummel«, die große Glocke, dröhnte zum Aufstand.

In Saint-Cloud erwirkte Ministerpräsident Polignac ein königliches Dekret, das über die Stadt Paris den Belagerungszustand verhängte. Unkundig der diesbezüglichen Gesetze, musste er zuvor den Unterstaatssekretär für Kriegswesen, dieser sogar noch das Kriegsauditoriat wegen der Formalitäten konsultieren. Die Regierung hatte das Risiko des Bürgerkriegs gewagt, ohne ihn vorzubereiten. Das Offizierskorps der Pariser Garnison war nicht vollzählig. Marschall Marmont, der wegen Abwesenheit des Oberbefehlshabers mit dem Kommando beauftragt wurde, rief aus Versailles und Saint-Denis weitere Truppen herbei, gab aber den verfügbaren siebentausend Mann den sofortigen Einsatzbefehl: Aus ihrem Aufstellungsraum an den innerstädtischen Schlössern, dem Palais Royal, den Tuileries und dem Louvre, sollten fünf Angriffskolonnen in die Hauptstraßen vorstoßen, Volksansammlungen zerstreuen, Barrikaden zerstören, das Stadthaus zurückgewinnen, im Fall bewaffneten Widerstands von allen Waffen Gebrauch machen. Zwei Kolonnen kamen in den nördlichen Stadtteilen voran. Doch die anderen scheiterten in den Altstadtvierteln an verbissenem Widerstand und ganz ungewohnten Bedingungen des revolutionären Straßenkampfes.

Die Aufständischen hatten nunmehr Gewehre, erbeutet in Waffenläden, Polizeistationen, Militärmagazinen, noch anderen Lagerstätten. Vorräte an Pulver fielen in ihre Hand, sogar aus dem Pariser Hauptmagazin: Frauen trugen die damit gefüllten Patronen in die Kampfzone, wo Kugeln aus gesammeltem Blei, eingeschmolzenen Drucklettern und Nägeln gegossen wurden. So gerieten die anrückenden Truppen schon vor den verbarrikadierten Straßenzugängen unter die Schüsse der Verteidiger. Wenn dennoch die Barrikaden durch Artilleriefire und Infanterieangriff genommen, die Straßen selbst besetzt wurden, prasselten Dachziegel, Steine, Flaschen, Holz, Möbel, Gewehrkugeln von oben herab. In je einer Schützenreihe schlich die Infanterie dicht an den Hauswänden entlang, um die gegenüberliegenden Fenster und Dächer zu beschießen. Doch die Kavallerie geriet unter die volle Wucht der Wurfgeschosse. Auf diese Weise tobte der Straßenkampf: unten und ohne Deckung das Militär, das sich nur selten in die versperrten Häuser hineingetraute – oben und hinter Mauern, Fenstern, Dachrändern ver-

steckt die Volkskämpfer. Wenn eine Straße von den Truppen einigermaßen befriedet und von Sperren geräumt schien, erstanden in ihrem Rücken wiederum neue Barrikaden. Der Rückweg war abgeschnitten, Munition bald verschossen. Während die Verteidiger in ihren Häusern zumeist sicher verschanzt blieben und über fast unerschöpfliche Streitmittel verfügten, zog sich das Militär in der Glut des heißen Julitages schweißtriefend, durstig und hungrig, physisch und nervlich zermürbt, auf langen Umwegen in die Ausgangstellungen zurück.

Das Stadthaus wechselte zweimal den Besitzer. Besonders hier, am Nordufer der Seine, hatte sich das Volk in Massen zusammengerottet, so dass eine Militärkolonne nur nach Umgehung über die Insel Cité anzugreifen wagte. Kaum hatte sie die Notre-Dame-Brücke betreten, so peitschten Gewehrschüsse herüber. Eine bewaffnete Menge, angeführt von Veteranen der napoleonischen Armee und Studenten der Polytechnischen Schule, marschierte mit schallendem Trommelschlag der Gardetruppe entgegen. Es war eine verwegene Probe auf deren Kampfwillen, die militärisch scheiterte und dennoch moralischen Gewinn brachte: Die Garde schoss mit Kartätschen und sprengte die Menge auseinander, aber die Wehrpflichtigen des 15. Linienregiments weigerten sich, auf das Volk zu schießen. Infolge des Artillerieeinsatzes konnte das Stadthaus besetzt werden. Ringsum jedoch trotzten Barrikaden jedem weiteren Vormarsch ins Innere des Stadtviertels. Das Militär musste eine Igelstellung beziehen. Am Abend erhielt Marschall Marmont die königliche Order, alle Truppen im Raum der drei Schlösser wie in einer Festung zu konzentrieren. Ein verkleideter Offizier schlich sich zum Stadthaus, um den Rückzugsbefehl zu bringen. So fiel das umkämpfte Gebäude gegen Mitternacht wieder in die Hand der Aufständischen.

Das war nun schon der dritte Tag gewesen, der den gewählten Häuptern der Bourgeoisie die seltene Gelegenheit bot, die Fahne ihrer bürgerlichen Revolution selbst in die Hand zu nehmen. Casimir Périer aber hatte am frühen Morgen insgeheim einen Boten nach Saint-Cloud geschickt: Der König möge ruhen, die Einstellung des Kampfes zu befehlen. Als sich am Mittag wiederum Abgeordnete trafen, erwirkte der Bankier auch einen Bittgang zu Marmont, damit er das Blutvergießen beende. Der Marschall schob die Entscheidung auf den König, dieser aber hielt den Belagerungsbefehl gegen die Stadt aufrecht.

Die Vereinbarung eines öffentlichen Protestes gegen den Staatsstreich vollzog sich jetzt endlich gemäß dem Heldengeist der Parlamentarier. Aus der Feder von Guillaume Guizot, des Historikers und späteren Ministers, rann ein Text, wonach sich die Abgeordneten als rechtlich gewählt, aber durch Gewalt behindert auffsassen – und während das Volk kämpfte, beteuerten sie ihre unverbrüchliche Treue zu König und Verfassung. Sie gaben dem Staatsstreich den beschönigenden Anschein, als sei der Monarch von seinen Ministern betrogen worden. Sobald das schwache Dokument von den Anwesenden unterzeichnet werden sollte, versagte man sich und schrieb in feiger Unverbindlichkeit: »Es folgen die Unterschriften.« Erst als sich Zeitungsredakteure weigerten, das Machwerk zu publizieren, wurden 63 Namen von anwesenden und nicht anwesenden Abgeordneten darunter geschrieben. »Recht so!«, sagte der Bankier und Abgeordnete Jacques Laffitte nicht ohne Ironie, »wenn wir besiegt werden, mag niemand unterzeichnen, wenn wir aber siegen, werden alle ihre Unterschrift gegeben haben.«

Wie der Tag, so gehörte auch die folgende Nacht den Volksmassen. Im Schein unzähliger Windlichter und Kerzen wurden die Straßen vollends entpflastert, die Steine zu vielen neuen Barrikaden aufgeschichtet, die so dicht hintereinander lagen, dass Reiterei und Artillerie unmöglich passieren konnten. Schon am frühen Morgen eröffneten die Volkskämpfer an der Straße Saint-Honoré und vom südlichen Seineufer her das Geplänkel mit den Regierungstruppen, deren Lage im Vergleich zum Vortag gänzlich verändert war. Sie standen im Raum der Schlösser nicht mehr als Angreifer, sondern als Belagerte. Die auf dem Vendômeplatz aufgestellten Soldaten des 53. Linienregiments wurden von den Frauen des Volks ermuntert, sich dem unehrenhaften Kampf gegen die Bevölkerung zu entziehen. Sie fraternisierten tatsächlich mit den Aufständischen und veranlassten auch den Übertritt des 5. Linienregiments. In die entstandene Lücke seiner Verteidigungsfront beorderte Marmont eines der Schweizer Bataillone, die bislang den Louvre gegen Angriffe der Revolutionäre verteidigten. Infolge fehlerhafter Befehlsübermittlung räumte das zweite Bataillon ebenfalls das Gebäude, um sich im Hof zu versammeln – und sogleich nutzten Volkskämpfer diese Blöße: erstiegen die Galerie, öffneten die Gitter, warfen sich in die Zugänge und Säle, beschossen aus den Fenstern die unten stehenden, überraschten Schweizer. Diese ergriffen die Flucht, prallten mit ihrem Schrecken auf Gardeinfanterie und Kavallerie, übertrugen die Panik auch auf sie. Nur mit großer Mühe gelang es Marmont, den Rückzug seiner Truppen nach Nordwesten, in Richtung Neuilly, zu sichern.

An diesem 29. Juli 1830, mittags gegen zwölf Uhr, hissten die Revolutionäre die Trikolore anstelle des Lilienbanners auf den Dächern des Louvre und der Tuilerien. Und wenn es stimmt, worüber sich bürgerliche Berichterstatter und Historiker entrüstet haben, so tummelten sich zur selben Stunde die Sieger in den königlichen Gemächern, feuerten auf die Lilienmuster der kostbaren Tapeten, führten mit den Kleidern der Prinzessinnen spöttische Maskeraden auf und setzten auf den Königsthron den Leichnam eines ihrer Mitkämpfer.

Die Julirevolution ist ein bleibendes Beispiel für die geschichtliche Tatkraft des Volks von Paris. Spontan, nur mit dem heißen Gefühl der Empörung und dem hellwachen Instinkt für die Zuspitzung der Staatskrise – strömte es aus Wohnungen und Arbeitsstätten auf die Straße, um der Regierungsgewalt zu trotzen. Ohne Vorbereitung und Plan – vereinigten sich die einzelnen Brennpunkte des Widerstands zur Flamme der Massenerhebung. Ohne zentrale Leitung – entfaltete sich ein taktisch übereinstimmendes System des volksmäßigen Straßenkampfes. Die zufälligen Anführer auf den Barrikaden, in den verschanzten Häusern, an der Spitze angreifender Insurgententrupps waren Menschen aus der Hefe der Bevölkerung: lokalpolitische Stimmungsmacher, Soldaten der früheren napoleonischen Armee, Verschwörer der im Untergrund tätigen »Carbonari«, Studenten des Polytechnikums – Unbekannte der Geschichte, die sich durch Energie und Kühnheit, politische Ausdrucksfähigkeit und militärische Kenntnis hervortaten, so dass sie von der allgemeinen Woge einen Augenblick lang zu Auserwählten emporgehoben wurden. Zusammen mit allen Volkskämpfern wären sie im offenen Feld dem gedrillten, gut bewaffneten Militär ein allzu leichter Gegner gewesen. Doch im Schutz von Mauern und Barrikaden hatten sie die genaue Ortskenntnis, die Gewandtheit des plötzlichen Auf- und Un-

2 François René Chateaubriand, zit. nach Georg Gottfried Gervinus: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, Bd. 8, 2. Halbbd., Leipzig 1866, S. 419.

tertauchens, den Beifall der Bevölkerung, die materiellen und moralischen Hilfsmittel ganzer Stadtviertel für sich. Und mit wachsendem Erfolg mischte sich in die Wut ihres Kampfes auch der Witz ihres Nationalcharakters. Der Zeitzeuge Vicomte de Chateaubriand hat diese Mentalität überliefert: »Ausgeworfene Zettel versprachen dem ersten Obersten, der zum Volke übergehe, den Marschallstab. Gruppen marschieren unter dem Klang der Geige. Es waren tragische und burleske Auftritte, Marktschreier- und Triumphszenen. Man hörte Ausbrüche des Gelächters und der Flüche unter den Flintenschüssen, das dumpfe Geseumse der Menge durch den Qualm des Rauches.«² So vermengten sich Mut mit Mutwillen, Ernst mit Theatralik, Todesverachtung mit Prahlerei.

In solchem Geschehen wechselten Erhabenes und Niederes. Wenn auch blessierte Soldaten zusammen mit den Verwundeten des Volks mitleidig in Notquartiere gebettet wurden, so fielen sie andernorts der Massenwut zum Opfer. Wenn auch die Kunstschätze des Louvre geschützt und Plünderer auf der Stelle erschossen wurden, so verschwanden doch aus den nahen Tuileries kostbare Juwelen und Kunstgegenstände. Und natürlich flossen Wein und Schnaps aus erbeuteten Fässern und Flaschen in die Bäuche der Sieger, wo sie nicht nur den Kampfesmut aufstachelten. Diese Julikämpfer waren keine Kunstsammlung klassischer Heroen – vielmehr eine lebende Masse von Revolutionären und Unzufriedenen, Idealisten und Zynikern, ehrlich Empörten und bloßen Mitläufern, die sämtlich von überheblichen Geschichtsschreibern der Bourgeoisie als »Pöbelhaufen« bezeichnet wurden. Doch das Paris der Julirevolution war kein Tummelplatz für Krawallhelden und Abenteurer. Es war ein Schlachtfeld des Bürgerkriegs mit amtlich registrierten 951 Toten und 5078 Verwundeten – in überwiegender Mehrzahl Menschen aus der arbeitenden Bevölkerung. Kann die Würdigung ihrer geschichtlichen Tat auch keine sakrale Verherrlichung sein, so bleibt sie doch eine Ehrenpflicht für jeden, der noch aus heutiger Perspektive zur Politik der »Restauration« eine emanzipatorische Alternative wünscht.

3 Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers, Artikel 3, in: Walter Markov: Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789-1799, Bd. 2, Leipzig 1982, S. 105.

War 1789 nicht deklariert worden, der Ursprung aller Souveränität liege bei der Gesamtheit des Volkes? Keine Körperschaft und kein Einzelner sollte eine Autorität ausüben dürfen, die nicht ausdrücklich vom Volk ausging.³ Für die Wiederherstellung dieser Gesetzlichkeit hatten die Julirevolutionäre gekämpft. Es war logisch, dass jetzt die Forderung nach dem Sturz Karls X., nach Neugestaltung der Staatsgewalt ins gesellschaftliche Bewusstsein trat. Aber es war eine offene Frage, ob das Prinzip der »Volkssouveränität«, das objektiv in Tausenden von Barrikadenkämpfern verkörpert war, zur konsequenten Staatsform einer Republik oder wieder zur Monarchie führen würde.

Am frühen Morgen des denkwürdigen 29. Juli misstrauten die Abgeordneten des Bürgertums einem Sieg des Volks noch so sehr, dass kaum zehn zum verabredeten Treffen im Haus des Bankiers Laffitte erschienen waren. Indes soll in der Gegend des Stadthauses ein Satyrspiel abgelaufen sein, das dem Bedürfnis nach Leitung der Sieger und Repräsentation der »Volkssouveränität« einen Ausdruck gab. Ein gewisser Dubourg erschien in abgetragener, vermutlich beim Trödler besorgten Uniform aus den Tagen Napoleons vor den Nationalgardisten des 3. Stadtbezirks, erteilte im rauhen Soldatenjargon seine Ratschläge,

bald gar Befehle, und wurde von den Umstehenden prompt für einen kaiserlichen Offizier gehalten. Etwa zur Stunde, da der Sieg mit der Eroberung des Louvre errungen war, rückte der seltsame Mann an der Spitze einer rufenden Menge »Es lebe der General Dubourg!« ins Stadthaus ein. Kaum hatte er dort eine Art Kommandostelle bezogen, als Monsieur Baude, Schriftleiter der Zeitung »Le Temps«, mit weiteren Nationalgardisten erschien und sich als Sachwalter einer Provisorischen Regierung vorstellte. Der Vorgang wird von zeitgenössischen Historikern mit gebührender Entrüstung gegen »Usurpatoren« geschildert, wobei vergessen bleibt, dass die beiden Männer in der allgemeinen Verwirrung genau das Richtige taten. Sie einigten sich – kraft spontaner Ermächtigung durch die umgebende Menge – auf eine erste Erklärung im Namen der siegreichen Revolution: einen »Tagesbefehl«, der die königliche Regierung absetzte, die Parlamentarier des aufgelösten Abgeordnetenhauses ins Stadthaus rief, die Wiedereinsetzung der Bezirksbürgermeister anordnete und die Mitglieder der ebenfalls suspendierten Nationalgarde zu den Waffen befahl. Sie unterzeichneten das Dokument mit ebenso revolutionärer Entschiedenheit wie formaler Diplomatie: »Für die provisorische Regierung«. Der Wortlaut sprach unmissverständlich von einer neuen, aber nur einstweiligen Regierungsgewalt, ohne dass die beiden Akteure für sich selbst irgendeinen Anspruch erhoben.

Erst am späten Vormittag waren bei dem Bankier Laffitte etwa 30 Abgeordnete versammelt, die unter dem Einfluss der Nachrichten endlich beschlossen, mit dem Wind der Revolution zu segeln. Zuerst meldete ein Unteroffizier des 53. Linienregiments den Übertritt auf die Seite des Volkes. Dann wurde das Selbstgefühl der Parlamentarier dreist provoziert: Sie erfuhren vom Wagemut des »Generals« Dubourg und eiferten im Brustton tiefer Entrüstung gegen unerlaubte Machtanmaßung. Schließlich kam die entscheidende Botschaft von der Eroberung des Louvre. Man konstituierte sich förmlich zur Abgeordnetensitzung, weil es notwendig geworden sei, die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen. Marquis de Lafayette, der ebenfalls tagelang gezögert hatte, sein Ansehen in die Waagschale der Revolution zu werfen, beanspruchte das Kommando über die sich neu formierende Nationalgarde. Die Abgeordneten stimmten zu, beschlossen aber als Gegengewicht die sofortige Bildung eines Städtischen Ausschusses.

Noch ehe die Wahlhandlung zum Ende kam, riss eine Störung die Versammelten jäh auseinander. Fraternisierende Soldaten des 5. Linienregiments feuerten in der Nähe mutwillig mit ihren Gewehren in die Luft. »Verrat!« schreiend und in der Furcht, verhaftet zu werden, stürzten die Abgeordneten Hals über Kopf aus allen Zugängen des Hauses. Nur Laffitte, der sich beim Übersteigen einer Barrikade den Fuß verstaucht hatte, musste zurückbleiben – bis seine Kollegen wieder eintrafen. Nach dieser erneuten Mutprobe konnten die Parlamentarier die Wahl des Städtischen Ausschusses endlich vollziehen.

Am Nachmittag räumte »General« Dubourg für Lafayette, den früheren und jetzt wieder tatsächlichen General, seinen Platz im Stadthaus frei. Auch der Städtische Ausschuss in Gestalt der beiden Bankiers Laffitte und Périer, fünf weiterer Abgeordneter, ließ sich dort nieder, um fürs erste jedoch kaum so viel zu tun, wie die »Usurpatoren« längst beschlossen hatten: Sie mühten sich zwar um die Reorganisation der Bür-

germeisterien und der Nationalgarde – vermieden aber jede offene Erklärung gegen den König, den Hauptverantwortlichen des Staatsstreiches. Als dieser des Abends Unterhändler schickte, die eine Zurücknahme der feindlichen Dekrete, die Neubildung eines Ministerrates und die Wiedereinberufung des Abgeordnetenhauses für den 3. August anboten, um die Krone zu retten, neigte die Mehrheit der Abgeordneten zur Annahme der Vorschläge. Sie ließen sich aber von den aufhorchenden Wachposten einschüchtern, die die Beratung störten, mit den Gewehrkolben polterten und durch den Ruf »Keine Bourbonen mehr!« den Volkswillen laut bekundeten. Dann taten sie, was ihre Gewohnheit war: Sie verschoben jede weitere Entscheidung auf den nächsten Tag.

Doch es gab einige Abgeordnete und Journalisten, die in der folgenden Nacht auf eigene Faust die Politik besorgen mochten. Bankier Lafitte und Schriftleiter Alphonse Thiers, mit weiteren Redakteuren der Zeitung »National«, vereinigten sich in dem Bemühen, das Königtum Karls X. abzuschaffen – zugleich aber die bürgerliche Republik zu verhindern. Sie ließen am Morgen des 30. Juli ihre Maueranschläge verbreiten: Die Fortdauer der bisherigen Monarchie sei unmöglich, doch werde auch eine Republik schwere Gefahren heraufbeschwören, weil sie die Franzosen erneut in feindliche Lager spalte und einen solchen Staat mit allen Monarchien Europas verfeinde. Statt dessen sei der Herzog von Orléans der Sache der Revolution ergeben. Er habe schon während der Großen Revolution die Trikolore getragen, werde die Verfassung achten und bereit sein, die Krone vom Volk entgegenzunehmen.

Die Propaganda für den Herzog rief Gegner auf den Plan. Eine Strömung bewusster Revolutionäre, die unter dem Restaurationsregime keine Partei hatten bilden können, jetzt aber als energische Barrikadenkämpfer hervorgetreten waren, agitierten ihre Mitstreiter: Die monarchische Souveränität Karls X. müsse der »Volksouveränität« weichen, der politischen Entscheidungsgewalt jener, die den Sieg mit eigenen Händen erfochten. »Kein Königtum mehr!« war Text ihrer Reden und Mauerinschriften, die die Losung »Nieder mit den Bourbonen!« sichtlich verschärfen. Die Republikaner wollten die Revolution nicht von Abgeordneten einer Kammer ausnutzen lassen, die sich aus besitzaristokratischem Wahlrecht herleitete – von Leuten, die heute wieder die Repräsentanten eines Volkes sein wollten, dessen Kampf sie gestern mit feiger Berechnung gemieden hatten. Sie organisierten eine größere Versammlung im Restaurant »Lointier«, in der Richelieustraße. Man protestierte gegen die orléanistischen Aktivitäten, führte eine hitzige Debatte bis zur Androhung von Waffengewalt und beschloss eine Adresse an den Städtischen Ausschuss: Das Volk habe die geheiligten Menschen- und Bürgerrechte um den Preis seines Blutes zurückerobert und das Kostbarste sei nunmehr die freie Wahl seiner Regierung. Deshalb müssten die Aufrufe verhindert werden, die schon jetzt ein Staatsoberhaupt bezeichnen. Der Ausschuss möge als provisorische Vertretung der Nation so lange bestehen bleiben, bis das Interesse aller Franzosen ermittelt sei: Urwahlen in ganz Frankreich sollten eine Gesetzgebende Versammlung schaffen, die über die Zukunft des Landes entscheide.

Eine Abordnung der »Réunion Lointier« rückte auf das Stadthaus und übergab die Adresse dem Kommandanten Lafayette. Der 72jährige Marquis wuchs soeben in die Rolle eines anerkannten Hauptes der Juli-bewegung hinein – einer Gestalt, die die Widersprüchlichkeit der Si-

tuation und das Konfliktpotenzial der politischen Strömungen geradezu personifizierte. Er hatte als liberal gesinnter Adliger und junger General in Nordamerika für die Unabhängigkeit der USA gefochten, 1789 für die Menschen- und Bürgerrechte gestimmt, jedoch 1791 als Kommandant der Pariser Nationalgarde auf die versammelten Republikaner und Sansculotten des Marsfeldes schießen lassen. Nach dem Sturz Ludwigs XVI. war er ins Ausland geflüchtet, in Österreich inhaftiert, von Napoleon befreit worden und seit 1818 ein Abgeordneter auf Seiten der liberalen Opposition. Als Verfechter der konstitutionellen Monarchie während der ersten Revolution hatte er auch bis zur jetzigen, also zweiten Revolution seine Abneigung gegen die »Anarchie« des Volks nicht preisgegeben. So hegte er die Überzeugung, dass die Verknüpfung von Königtum und Parlament die »beste aller Republiken«, die bloße Republik aber – ohne gekröntes Staatsoberhaupt – für Frankreich ein sehr gefährliches Projekt sei. Das stimmte ihn günstig für die orléanistische Propaganda. Jedoch die Barrikadenkämpfer verklärten ihn mit dem Nimbus der Großen Revolution, rühmten ihn als »Held beider Welten«, und selbst die öffentlich kaum bekannten Republikaner umwarben den Kommandanten der Nationalgarde als ihren besten Freund. Lafayette lavierte zwischen den Fronten. Er warnte die Orléanisten vor Übereilung – und ermutigte sie durch sein wohlwollendes Einverständnis. Er duldete die Zuneigung der republikanisch Gesinnten – speiste sie aber mit inhaltenden Versprechungen und schönen Worten ab.

Die Abgeordneten, die nunmehr in förmlicher Sitzung im Gebäude des Palais Royal tagten, wußten sich durch Lafayette begünstigt. Sie beschlossen eine Einladung für den Herzog von Orléans, wonach dieser einstweilen das Amt eines Reichsstatthalters übernehmen und die Verfassung sichern sollte. Es war ein laues Schreiben, das dennoch den Mut der Parlamentarier überforderte, weil viele ihre persönliche Unterschrift nicht geben mochten und erst durch Abstimmung dazu gezwungen werden mussten. Zuletzt zeichneten von 50 Abgeordneten nur 40. Dem Abgesandten Karls X., Marquis de Sussy, der die am Vortag angekündigten neuen Dekrete überbrachte, erklärte man sich als nicht zuständig. Er wurde an das Stadthaus verwiesen.

Dort begegnete der Königsbote der freien Stimme der Revolution. Die Szene ist von Georg Gottfried Gervinus, dem zeitgenössischen deutschen Geschichtsschreiber, überliefert worden, den wir zitieren möchten, weil mit der Atmosphäre der historischen Situation auch die Vorbehalte der liberalen Schreibweise gegen die Volksrevolutionäre zum Ausdruck kommen: »Herr von Sussy kam in das Stadthaus. Dort schwärmte alles von ›Patrioten«, von erhitzten jungen Männern, von nacktaermigen Arbeitern und bewaffneten Blusenträgern, die sich in Höfen, Gängen und Treppen des Gebäudes umtrieben, als ob sie in eigener Wohnung hausten. Nur mit Mühe bahnte sich der Träger der einlenkenden Verordnungen durch die drängenden, fragenden, gewaltsamen Massen den Weg zu Lafayette. Um diesen waren die Sendlinge, die ihm die Adresse der ›Réunion Lointier‹ überbracht, noch immer versammelt; als de Sussy eine private Besprechung begehrte, hieß ihn Lafayette öffentlich reden: Dies seien alle seine Freunde, vor denen er nichts Geheimes habe. Lafayette durchlief die Verordnungen und las sie dann vor. Ein wild aufbrausendes Geschrei empfing sie: Wer hier Befehle Karls X. vorzubringen wage? Es gebe keinen König, keine Bourbonen

4 Gervinus: S. 480.

5 »Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Worte die *Industriellen* nennen. Diese Menschen, die fünf-zehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft – kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geldaristokratie, einen Glücksritterstand.« Ludwig Börne: Briefe aus Paris. Vierzehnter Brief vom 17. November 1830, in: Sämtliche Schriften, Bd. 3, hrsg. von Inge u. Peter Rippmann, Düsseldorf 1964, S. 67.

mehr! Nieder mit den Bourbonen! Und in die Seine mit ihren Boten! Sie hören, sagte Lafayette lächelnd, dies ist die Antwort [...]. Die Pariser haben in den letzten drei Tagen die Verordnungen selbst zurückgenommen!«⁴

Inzwischen mühten sich die Orléanisten um ihren hochgeborenen Kandidaten. Ihr plötzlicher Aktivismus gründete sich auf ein Kalkül besitzbürgerlicher Interessen: Nach 15 Jahren des Restaurationsregimes sei die Mehrheit des Bürgertums für den Sturz der Bourbonen, jedoch im Namen des Eigentums und der Geschäfte zugleich für eine eilige Überwindung der Krise gestimmt – gegen die Unruhe einer Revolution, in der die arbeitenden Klassen des Marais und der Pariser Vorstädte von Tag zu Tag selbstbewusster, radikaler auftraten, während das übrige Frankreich überhaupt erst begann, die revolutionäre Woge aufzunehmen. Je schneller man einen neuen König fand und kürte, der seine Krone aus bürgerlich-liberalen Händen empfing, desto sicherer blieb die Stellung der Besitzenden und die Aussicht auf bald wieder florierende Geschäfte.⁵ Jedoch an den Namen des Herzogs von Orléans knüpften sich zur Stunde auch die größten Sorgen und Zweifel seiner Befürworter. Würde die begehrte Persönlichkeit wirklich bereit sein, die Krone als ein Resultat der Revolution anzunehmen? Würde sie das zwielichtige Spiel der hohen Bourgeoisie mitspielen?

Herzog Louis Philippe von Orléans war Angehöriger einer dynastischen Nebenlinie des Hauses Bourbon. Er verdankte seinen doppelsinnigen Ruf, ein Bannerträger der bürgerlich-nationalen Trikolore, aber auch ein Schutzwall gegen die bürgerlich-demokratische Republik sein zu können, früheren Tatsachen seines Lebens. Als General hatte er in der Revolutionsarmee von 1792/93 gedient, sich jedoch wenige Wochen vor Machtergreifung der Jakobiner auf die Seite Österreichs geschlagen und diesen Schritt mit einem Vierteljahrhundert der Emigration in Deutschland, Skandinavien, den USA, England und auf Sizilien entgelten müssen. Erst 1817 mit Rang und allen Würden nach Frankreich zurückkehrend, wurde er Hoffnung und Klagemauer der bürgerlich-liberalen Opposition. Jetzt, bei Beginn der Julirevolution, hatte der Mann für klug gehalten, weder am Königshof in Saint-Cloud noch bei den Barrikaden in Paris zu sein. Er verhielt sich abwartend auf seinem Schloss in Neuilly – richtiger: versteckte sich in einem Nebengebäude, wo ihm sein Diener insgeheim alle Nachrichten zutragen musste. Es war simple Taktik: Ging er an den Hof und der König stürzte, so stürzte er mit; ging er nach Paris und die Revolution scheiterte, so fiel er in Ungnade. Also wartete er im Verborgenen, um zuletzt dort zu erscheinen, wo man siegte.

Folglich konnte geschehen, dass Bankier Laffitte, Stimmführer der Orléanisten, seit dem Vortag fünf Boten und Unterhändler zum Herzog nach Neuilly schickte, die aber nur Familienmitglieder, niemals ihn selbst antrafen. Die Situation schien fatal: Die meisten Abgeordneten hatten für Louis Philippe gestimmt, sogar unterzeichnen müssen – entbehrten aber einer jeden Reaktionsweise von ihm. Sie fürchteten eine Absage, wodurch sie zwischen die Stühle des Bourbonenregimes und der Republikaner geraten würden.

Am Abend des 30. Juli, als die Revolutionäre im Stadthaus dem Unterhändler Karls X. die Tür wiesen, erhielt Louis Philippe durch seinen Diener die Einladung der Abgeordneten. Er ließ sie auf den nächsten

Tag vertrösten. Da jagte Laffitte einen letzten Boten nach Neuilly: Wenn der Herzog nicht augenblicklich komme, so werde die Republik die Herrin von Paris sein. – Der Diener schlich wieder zum Schlupfwinkel, berichtete seinem Herrn getreulich, und dieser hielt es nun für geraten, sein Versteckspiel aufzugeben. Er schlüpfte in einen bürgerlichen Anzug, schmückte seinen Hut mit den Farben der Trikolore und ging zu Fuß nach Paris, wo er um Mitternacht seine Stadtwohnung im Palais Royal erreichte. Dann ließ er Laffitte und Lafayette von seiner Ankunft unterrichten. Er schickte aber auch eine Einladung an den Marquis de Mortemart, den neuen Minister Karls X.: Dieser möge »im Interesse der königlichen Sache« schleunigst zu ihm kommen.

Als erster erschien der Minister. »Wenn Sie den König früher sehen als ich«, soll Louis Philippe gesagt haben, »so teilen Sie ihm mit, dass man mich mit Gewalt hierher geführt hat, dass ich mich aber lieber in Stücke hauen lassen werde, ehe ich die Krone auf mein Haupt setze.« Er war unvorsichtig genug, sich in einem Handschreiben an den König zu wiederholen. Der Minister Mortemart schied mit höchster Befriedigung: Der Herzog habe sich musterhaft und mit den Gesinnungen eines wahren Bourbonen erwiesen. Zur selben Zeit allerdings war Karl X. mit dem Rest der Armee schon auf dem Rückzug nach Versailles, von wo er die Flucht fortsetzen sollte.

Am Morgen des 31. Juli beschied Louis Philippe seinen Rechtsberater Dupin zu sich. Er erklärte seine Bereitschaft, den Antrag der Abgeordneten anzunehmen und diktierte sogleich eine Proklamation. Da erschien die Abordnung, die ihn am Vortag verzweifelt gesucht hatte, sich nun aber herzlich empfangen fühlte: Er sei nach Paris gekommen, um die Gefahren mit den »Volksvertretern« zu teilen; ihr Antrag verlange allerdings seine ernste Überlegung, weil er den Bourbonen durch Familienbande verpflichtet sei. Seinen Entschluss wolle er ihnen später mitteilen. Das könnte ebenfalls Taktik gewesen sein, damit man ihn zur Annahme der Statthalterschaft und der Thronkandidatur noch kräftiger drängte. Der Abgeordnete Bérard bediente ihn sofort: Der Herzog schein die Situation nicht zu kennen, man stehe auf einem Vulkan, so dass schleunigst zu handeln sei. Aus Saint-Cloud drohe keine Gefahr mehr; von der Republik aber, die vielleicht in diesem Augenblick auf dem Stadthaus ausgerufen werde, sei Louis Philippe selbst – wie ganz Frankreich – bedroht, in einer Stunde schon könnte es zu spät sein. Der Herzog machte Miene, von solcher Argumentation überzeugt zu werden. Er zog sich mit der Bemerkung, die Lage noch einmal überdenken zu müssen, in sein Arbeitszimmer zurück – erschien aber schon nach Minuten mit seiner längst fertigen Proklamation. Solche Tatkraft und Schnelligkeit verblüfften die Abgeordneten ungemein, so dass sie begeistert waren.

Das Aktenstück enthält folgenden Wortlaut: »Bewohner von Paris! Die in diesem Augenblick in Paris versammelten Deputierten haben den Wunsch ausgesprochen, ich sollte mich in die Hauptstadt begeben, um das Amt eines Statthalters des Reiches zu übernehmen. Ich habe keinen Anstand genommen, Eure Gefahren zu teilen, mich in die Mitte dieser heldenmütigen Bevölkerung zu begeben und alle Anstrengungen aufzubieten, um Euch vor Bürgerkrieg und Anarchie zu schützen. Als ich in die Stadt Paris einzog, trug ich mit Stolz die glorreichen Farben, die Ihr wieder angenommen habt und die ich selbst lange Zeit getragen

6 Louis Blanc:
Geschichte der zehn Jahre
von 1830-1840, Bd. 1,
Berlin 1844, S. 246 f.

7 »Ludwig Philipp, der dem Volk und den Pflastersteinen seine Krone verdankte, ist ein Undankbarer, dessen Abfall um so verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einsicht gewinnt, dass man sich gröblich täuschen lassen. Ja, täglich geschehen offenbare Rückschritte, und wie man die Pflastersteine, die man in den Julitagen als Waffe gebrauchte [...], jetzt wieder ruhig einsetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrigbleibe: so wird auch jetzt das Volk wieder an seine vorige Stelle, wie Pflastersteine, in die Erde zurückgestampft und, nach wie vor, mit Füßen getreten.«
Heinrich Heine: Französische Zustände (Bericht an die Augsburger »Allgemeine Zeitung«, vom 28. Dezember 1831), in: Werke und Briefe, Bd. 4, hrsg. von Hans Kaufmann, Berlin 1972, S. 388.

haben. Die Abgeordneten stehen auf dem Punkte, sich zu versammeln: Sie werden es sich angelegen sein lassen, die Herrschaft der Gesetze und die Aufrechterhaltung der Rechte der Nation zu sichern. Eine Charte soll von jetzt an eine Wahrheit sein.«⁶ Das war eine Anspielung auf die »Charte constitutionell«, die französische Staatsverfassung, wobei aber nichts darüber gesagt wurde, ob es sich um die Charte des Restaurationsregimes oder um ein neues Staatsgrundgesetz handeln sollte.

Auch an diesem Tag stritten die politischen Strömungen mit Proklamationen und Maueranschlägen. Früh schon hatte ein republikanischer Aufruf das Volk ermahnt, unter Waffen zu bleiben und nur eine Provisorische Regierung anzuerkennen, die in aller Form den Sturz Karls X. erklärte und Volkswahlen ankündigte. Dann erschien die Proklamation des Herzogs von Orléans, die von den Radikalen herabgerissen wurde, weil sie weder die Absetzung des alten Bourbonen noch eine Aussage über die Regierungsbildung enthielt. In der Altstadt wogten die Massen. Ihre Unzufriedenheit und herbe Kritik beunruhigten den Städtischen Ausschuss im Stadthaus, so dass er sich sputete, ebenfalls eine Proklamation zu erlassen: »Karl X. hat aufgehört zu regieren!« Das endlich war der entscheidende Satz, der sofort Wirkung erzeugte, obwohl auch diesmal über die Nachfolge der alten Monarchie nichts gesagt wurde.

In dieser verwickelten Situation traf Louis Philippe eine Entscheidung, die für den Mann der Schaukelpolitik nicht ohne Kühnheit war. Er entschloss sich, in die Höhle des Löwen, also zum Stadthaus zu ziehen, um durch diese Demonstration mit einem Schlag die öffentliche Anerkennung zu gewinnen. Nachmittags um zwei Uhr begann der Aufzug, den man Louis Philippes »Fahrt nach Reims« genannt hat – in schöngestiger Analogie auf den Krönungszug Henry Quatres. Aber es war nur ein kleiner, ärmlicher Zug, der sich ohne Militär und Nationalgarde, ohne Offizierskorps und Hofstaat, ohne Pracht und Herrlichkeit durch die Pariser Innenstadt bewegte: voran ein Trommler mit Parlamentsdienern, dann der Herzog mit Generalsuniform und hoch zu Pferde, mit dreifarbener Kokarde geschmückt, den Hut zu leutseligem Gruß in der Hand, dahinter nur wenige Offiziere der Nationalgarde, auf einer Tragbahre der fußkranke Laffitte als Präsident der Abgeordnetenkammer und zuletzt Arm in Arm die Parlamentarier. Bei großer Julihitze bewegte sich diese Demonstration mühsam durch die verwüsteten, von Massen gefüllten Straßen. Am Palais Royal ertönten Hochrufe, war die Stimmung noch günstig. Je näher man aber zum Stadthaus rückte, desto mehr standen die Menschen in unheimlicher Stille. Einzelne Schreie ertönten gegen die Bourbonen. Am Ziel angelangt, wo alle Gänge und Treppen von Bewaffneten wimmelten, soll Louis Philippe die Spannung durch eine Phrase gelöst haben: Ein »alter Nationalgardist« wolle seinen »alten General« besuchen.⁷

Was dann geschah, war die gänzliche Umkehrung dieser Titel und Bedeutungen. General Lafayette empfing den Herzog auf der Treppe und geleitete ihn mitsamt den Abgeordneten in den großen Saal, um seine schillernde Popularität für jenen »Nationalgardisten« einzusetzen, der in Wahrheit ein König werden wollte. Aus der wehrhaften Menge erhob sich der Ruf »Nieder mit Karl X.!« und »Keine Bourbonen mehr!« – aber auch: »Es lebe der Herzog von Orléans!« Es schien, als ob Frankreichs Schicksal ganz in den Händen Lafayettes lag, weil er den Herzog erheben, aber auch abweisen konnte. Er drückte Louis Phi-

lippe die Trikolore in die Hand und zog ihn an ein geöffnetes Fenster. Der Herzog begriff seine theatralische Rolle sofort: Er entfaltete die blauweißrote Fahne und umarmte den General – ein Schauspiel, das seine pathetische Wirkung nicht verfehlte.

Die Menge auf dem Vorplatz und auch im Saal brach in Jubel und Hochrufe aus. Gewehrscüsse feierten den historischen Augenblick, der den Sieg der Monarchie, aber auch die Niederlage der Republik besiegelte. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, das vor der Revolution aufgrund eines sehr einengenden Wahlrechts zugunsten der Reichen entstanden war, erhob den Herzog am 8. August 1830 zum König einer wiederum konstitutionellen Monarchie. Das neue Regierungssystem verhüllte seinen wahren Charakter mit der Phrase des »Bürgerkönigtums«, das sich als »Juste-milieu« – Ordnung der »rechten Mitte« – zwischen dynastischem Restaurationsregime und demokratischer Republik auffasste. »Von nun an werden die Bankiers herrschen!« lautet der triumphierende Ausspruch des Finanzaristokraten und baldigen Ministerpräsidenten Laffitte, der in der Historie überliefert ist.⁸

In Europa fand die Pariser Julirevolution bedeutenden Widerhall. Eine Revolution in Brüssel stürzte die holländische Dynastie der Oranier; sie erzwang die Trennung Belgiens vom Königreich der Vereinigten Niederlande und die Konstituierung einer souveränen bürgerlichen Monarchie. In mehreren deutschen Bundesstaaten geschahen Empörungen und sogar Regierungsstürze, so dass sich der jeweils herrschende Adel in liberalistische Reformen flüchten musste. In zwölf Kantonen der Schweiz wurde die Aristokratie durch die Einführung neuer Verfassungen zurückgedrängt. Die Unruhen in Italien leiteten eine neue Periode des Risorgimentos ein: gegen den konservativen Kirchenstaat sowie die Herzogtümer Modena und Parma. Im Königreich Polen, das durch Personalunion an das russische Zarentum gefesselt war, kämpften Adel und Volk für nationale Unabhängigkeit: Sie jagten im ersten Ansturm den Statthalter und die Besatzungsarmee außer Landes, behaupteten sich dann zehn Monate lang gegen die wieder vorrückende zaristische Fremdherrschaft. Sogar das bürgerliche Britannien, die Wiege der industriellen Revolution, wo sich der soziale Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit längst offenbarte, garte in Unruhe. Die Besitzaristokratie rettete sich vor den gewerkschaftlichen und frühen chartistischen Aktionen der arbeitenden Klasse in die Parlamentsreform von 1832: Ein neuer Wahlzensus, der den Vorrang der Großgrundbesitzer einschränkte, brachte der Industriebourgeoisie einen stärkeren Einfluss auf die Staatsmacht – jedoch den Arbeitern nur die ermüchternde Tatsache, dass ihre augenblickliche Reformkampagne den Geld- und Geschäftemachern das Wahlrecht, ihnen selbst freilich nichts verschaffte.

Literatur

- Blanc, Louis: Histoire de dix ans 1830 – 1840, pt. 1, Paris 1841; dt.: Geschichte der zehn Jahre von 1830-1840, Tl. 1, Zürich-Winterthur 1843 bzw. Berlin 1844.
 Bock, Helmut: Die Illusion der Freiheit. Deutsche Klassenkämpfe zur Zeit der französischen Julirevolution 1830 bis 1831, Berlin (DDR), 1980.
 Droz, Jacques: De la restauration à la révolution 1815-1848, Paris 1967.
 Gervinus, Georg Gottfried: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, Bd. 8 / 2 Hbd., Leipzig 1866.
 Holzapfel, Kurt: Zur Dialektik von inneren und äußeren Faktoren in der bürgerlichen Revolution. Eine Studie zur Julirevolution von 1830 in Frankreich, phil. Diss. B (Ms.), Leipzig 1980.
 Kossok, Manfred; Werner Loch (Hrsg.): Die französische Julirevolution von 1830 und Europa, Berlin (DDR) 1985.
 Stern, Alfred: Geschichte Europas 1830-1848, Bd. 1, Stuttgart-Berlin 1905.
 Weill, Georges: La France sous la monarchie constitutionnelle 1814-1848, Paris 1912.

8 »Nicht die französische Bourgeoisie herrschte unter Louis-Philippe, sondern eine Fraktion derselben, Bankiers, Börsenkönige, Eisenbahnkönige, Besitzer von Kohlen- und Eisenbergwerken und Waldungen, ein Teil des mit ihnen ralliierten Grundeigentums – die sogenannte Finanzaristokratie. Sie saß auf dem Throne, sie diktierte in den Kammern Gesetze, sie vergab die Staatsstellen vom Ministerium bis zum Tabaksbüro.« Karl Marx: Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850, in: MEW, Bd. 7, S. 12.